

(Nachdruck verboten.)

25)

Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

So ging er weiter, bis er zu einer schönen alten Kirche kam. Gerade, als er sie erreicht hatte, begannen ihre Glocken zu läuten. Er blieb stehen, um zuzuhören. Es hörte sich so an, als ob der Glockenklang aus weiter Ferne von der lärmenden Stadt käme, wie das Echo von Glocken, die er vor langer Zeit gehört hatte, der Glocken seines Heimatdorfs. Er dachte an den Kirchhof, auf den seine Mutter lag, an jenen stillen, friedlichen Ort, wo durch die dunklen Töthren der Mond auf die Gräber schien. „Still und gerettet“ stand auf seiner Mutter Grabstein geschrieben; sie hatte es so gewünscht. Jetzt lag ganz gewiß John Datchett, der Pfarrer, neben ihr. Jos erinnerte sich des Tages, an dem er im Pfarrhause war, um Abschied zu nehmen.

Wie ein Blitz durchfuhr Jos der Gedanke: „Ich will wieder nach Hause gehen.“

Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, als es ihn auch schon trieb, denselben zur Ausführung zu bringen. Seine Mutter war tot, ebenso John Datchett. Er hatte zwar keine Sehnsucht, die übrigen Bewohner seines Dorfs wiederzusehen, denn diese würden ihn ja doch nur anlachen, daß er ohne Geld wiederkäme. Aber der Gedanke an seine Heimat brachte ihm große Erleichterung. Er fühlte sich schwach und krank. Polly hatte ihn betrogen. Diese geschäftige Stadt, in der sich ihm doch keine Arbeit bot, wo seine Dienste doch nicht gebraucht wurden, wollte er verlassen; er wollte in seine Heimat zurückkehren, denn er fühlte sich so krank. „Mag sein, daß ich dort sterben werde,“ sagte er zu sich.

Aber ohne Geld konnte er doch nicht dorthin gehen; er mußte doch unterwegs etwas zu essen haben, selbst wenn er sich den ganzen Weg „durchschleichen“ wollte. Fünfunddreißig Meilen ist ja keine so große Entfernung, aber doch für einen zu viel, der sie mit leerem Magen zurücklegen soll. Dann fiel es ihm ein, daß seine Uhr noch beim Pfandleiher war. Er hatte immer gezögert, sie zu verkaufen, denn sie war das Letzte, das er noch von seiner Mutter hatte. Er wollte jetzt das Geld, das er für seine Uhr bekommen würde, dazu benutzen, um sich am nächsten Tage auf den Weg in die Heimat zu machen.

Als er mit sich im Klaren war, London wieder zu verlassen, überkam ihn eine seltsame Veruhigung. Er mußte der Tage gedenken, die er mit seiner Mutter in einem kleinen Landhause verlebt hatte, und auch seines Arbeitsplatzes in Dorfe erinnerte er sich. Im Dorfe hatte er alles gemacht, von der Wiege bis zum Sarge, und nicht wenig hatte er sich auf seine Geschäftlichkeit eingebildet. Erst als er nach London kam, gelangte er zur Erkenntnis, daß „er ja doch nur ein Dorf-Handwerker sei“. Da unten hatte man ihn für einen „Mugen“ jungen Mann gehalten, für einen, dessen Verstand sich über den der gewöhnlichen Leute erhob. Bis zu seiner infolge schlechten Geschäftsganges erfolgten Entlassung gab es keinen hoffnungsfreudigeren jungen Mann als Joseph Conroy.

Er ging von der Kirche weg und suchte ein Nachtquartier zu finden. „Ich mußte morgen sehr früh auf sein,“ sagte er sich. Und beim Weitergehen muß er der alleinstehenden Frau gedenken, die „still und gerettet“ auf dem Dorfkirchhof lag.

Er war nicht überschüssig in seinen Gefühlen; aber er hatte von jeher die größte Liebe zu seiner Mutter gehabt. Nachdem ihn Polly betrogen hatte, war die Erinnerung an die „alleinstehende“ Frau wieder mächtiger in ihm geworden, und zahlloser Züge liebevoller Zärtlichkeit, kleiner Aufmerksamkeit, die seinem Gedächtnis schon fast entfallen waren, mußte er wieder gedenken.

Sein Weg führte ihn zu einem Schuppen, der von einem Eisengitter umgeben war. Zween standen verschiedene Wagen, und Jos bemerkte, daß unter dem Sitze des einen Stroh lag. Jos stieg über das Gitter und keiterte in den Wagen. Und als er schon darinnen lag, mußte er doch seiner Mutter gedenken, die bereits sechs Fuß unter dem Rasen lag. „Morgen“, sagte er sich, „verkaufe ich meine Uhr und gehe nach Hause.“

XIX.

Bereits nach drei Tagen befand sich Jos außerhalb Londons, auf dem freien Lande, wo er grüne Felder sehen und die Vögel auf den Bäumen singen hören konnte. Die Bäume hatten kahle Zweige, und die Landschaft sah fast ganz so aus wie im vorigen Jahre, als er sich auf den Weg nach London gemacht hatte; nur ging man damals dem Frühling entgegen, während man sich jetzt dem Winter näherte.

Er hatte sich auf seinem Wege nicht sehr beeilt, dort geschlafen, wo sich ihm eine Gelegenheit bot, und in den Aneipen, die er unterwegs fand, getrunken. Von seinem Gelde besaß er nur noch einen Schilling. Aber auch jetzt beeilte er sich nicht. Er sah krank und elend aus. Oft mußte er tief Athem holen und dann machte ein heftiger Schmerz ihn laut husten.

Er ging eine kleine Strecke, blieb aber wieder stehen, um sich von einer Weidenhecke eine Gerste abzuschneiden, die ihm als Spazierstock dienen sollte. Auf seinen Stiefeln lag wohl einen halben Zoll hoch der Schmutz. An einen Zaun gelehnt, bläkte er teilnahmslos in die Ferne. Kein menschliches Wesen und kein Haus war zu sehen, nur Felder, Bäume, Hecken und der graue Himmel, der die Erde in einen schweren Vorhang einzuhüllen schien.

Ein Knabe, der sein Butterbrot aß und sich dabei ein Liedchen pfliff, war jetzt sichtbar geworden. Ein Hund begleitete ihn, und als dieser Jos' anständig wurde, bellte er und lief auf ihn zu, um ihn zu beschmuppeln; schnüffelnd wandte er sich um und mit aufrecht stehendem Schwanz ramte er wieder zurück.

„Wie spät mag's wohl sein?“ fragte Jos den Jungen. „Kann's nicht sagen“ war dessen Antwort. „Es war wohl zwölf, als ich von Hause wegging, und ich mag wohl eine Stunde unterwegs sein.“

„Kann ich durch den Park gehen?“
„Für Landstreicher und Wanderburschen ist er geschlossen.“

Jos wußte nicht recht, welchen Weg er einzuschlagen hatte. Er war wohl in den Dörfern, die seiner Heimat benachbart waren, und auch in den Marktflecken gewesen, aber niemals hier. Elmsworth lag sechs Meilen von der nächsten Eisenbahn-Station entfernt, und seine Bewohner waren von dem Einflusse der Städte noch unberührt. Die Frauen gingen selten in die Stadt, um Einkäufe zu machen, denn im Dorfladen konnten sie alles, was sie brauchten, haben, und ein Fuhrmann brachte ihnen einmal in der Woche frisches Fleisch. Die Männer kamen wohl bisweilen in eine benachbarte Stadt, und mehrere waren auch schon einmal in London gewesen.

Elmsworth lag auf einem Hügel und war von dichten Wäldungen umgeben. Der Gutsherr war ein alter Herr von konservativen Gewohnheiten. Das Wild hatte bei ihm gute Lage. Er wollte nicht einmal seinen Pächtern erlauben, Kaninchen zu schießen. Die Rebhühner flogen in seinen Gärten herum und die Hasen wurden nur durch das Läuten einer großen Glocke erschreckt, die an jedem Morgen und Abend es den Arbeitern anzeigte, wann sie mit der Arbeit beginnen und wann sie aufhören sollten. In seinen Gutshäusern wohnten gegen fünfhundert Arbeiter, die so unter einander geheiratet hatten, daß fast jeder des andern Verwandter war. Zwei oder drei Landwirte hatten kleine Güter gepachtet; aber die Landwirtschaft rentierte nicht, und viele Gutshäuser standen leer. Nicht weit von der Kirche befand sich das Pfarrhaus, ein kleines, weißgestrichenes Gebäude, an dessen Wänden sich Wein und andere Schlingpflanzen emporrankten. Im Pfarrhause war auch ein Saal vorhanden, der den Dorfbewohnern zu Beratungen und geselligen Zusammenkünften zur Verfügung stand. An regnerischen Sonntagen gestattete der Pfarrer den Methodistern in diesem Saal ihren Gottesdienst abzuhalten, und wäre es nicht des Bischofs wegen gewesen, so würde er sogar nichts dagegen gehabt haben, wenn der Methodist-Pastor von seiner eigenen Kanzel herab gepredigt hätte.

Ein Parkthor stand offen, und obwohl ein Anschlag besagte, daß „Landstreichern und Wanderburschen“ der Eintritt nicht gestattet sei, trat Jos doch ein. Der grüne Rasen erstreckte sich weiter, als das Auge reichte; verdorrte Farne und abgefallene Blätter lagen in dichten Haufen unter den Bäumen. Planlos ging Jos weiter, und als er

Die Duse.

die Vögel auf den Bäumen singen hörte, sagte er zu sich: „Ich wünschte, ich wäre hier geblieben; wäre ich doch nicht erst nach London gegangen.“

Die Zeit verstrich, während er den Park durchwanderte. Oft setzte er sich hin, um auszuruhen, und wäre es nicht so kalt und feucht gewesen, wäre er gewiß eingeschlafen. Endlich kam er aus dem Park heraus in ein Dorf, dessen Wirtshaus „Zum Punschnapf“ dem Ausgang des Parkes gerade gegenüber lag.

„Ich werde sehen, daß ich in der Scheune schlafen und ein Glas Schnaps trinken kann,“ dachte Jos.

Er trat in das Gasthaus. Hinter dem Schänktisch stand der Wirt und unterhielt sich mit mehreren Gästen. Längs der Wand lief eine hölzerne Bank. Jos setzte sich hierhin, und einen Zinnbecher in der Hand haltend, hörte er der Unterhaltung zu. Hinter dem Schänktisch, in einer Art Salon, saßen die Honoratioren des Dorfes, vor demselben standen oder saßen fünf bis sechs Fuhrleute und Bauern.

„Was ich wollte, hab' ich gesagt,“ meinte ein junger Mann im „Salon“, sich seine lange Pfeife ansehend, „das Land geht zum Teufel, daher weg mit den Fremden. Ich würde sie schon ausjäten, aber damit müßte man hier unten in Windsor anfangen.“

„Aber wer soll denn hier die Hasanen schießen?“ fragte ein alter, weißhaariger Mann, seiner Kleidung nach ein Wildhüter. „Es ist nicht mehr so, wie es früher war. Wenn ich an all die großen Herren denke, die zu Zeiten des Prinz-Gemahls hierher auf die Jagd kamen, dann sag' ich mir immer, hier ist etwas nicht mehr in Ordnung.“

„Die Hasanen schießen!“ lachte der junge Mann. „Lieber Euch selber erschießen. Ihr wißt ja selber, wie sehr Ihr aufpassen müßtet, als im vorigen Jahr ein fremder Prinz hier jagte. Diese fremden Herren verstehen nichts von der Jagd; sie sind ihr nur gefährlich.“

„Mag sein,“ bestätigte der alte Wildhüter. „Es wurde mir ordentlich angst, wenn er eine Flinte in die Hand nahm; und doch that er mir leid; es schien ihm hier in Windsor nicht zu gefallen.“

„Ich hörte im Schloß, daß die Königin ihn nicht leiden mochte,“ warf der Wirt ein.

„Auf die Königin lasse ich nichts kommen,“ nahm der alte Wildhüter wiederum das Wort. „Es sind jetzt fünfzehn Jahr, da lag ich am Rheumatismus darnieder, und da kam die Königin und besuchte mich. Nicht viele können von sich erzählen, daß die Königin sie besucht hat. Ich lag zu Bett und die Glieder thaten mir damals so weh, daß ich mich nicht rühren konnte. Sie wird jetzt alt, und wenn sie jetzt auch das nicht mehr thun kann, was sie sonst that, so bin ich nicht der Mann, der es vergißt, daß sie mich besuchte, als ich den Rheumatismus hatte.“

„Es hat ja mit der Königin nichts zu thun, wenn die Landwirtschaft nicht mehr rentiert und die Güter keine Pächter finden,“ meinte der Wirt. „Sie hat ja mit dem Jubiläumsgeschäft ihr möglichstes gethan.“

Der junge Mann brach in ein schallendes Gelächter aus. „Im ganzen Jahr, das seitdem vergangen ist, hab' ich so etwas Schönes noch nicht sagen hören.“

Der Wildhüter schüttelte den Kopf. „Ihr jungen Leute wollt immer die Welt umdrehen,“ sagte er. „Aber Gott sei Dank, daß Ihr es nicht könnt. Junger Mann, wenn Ihr erst so alt sein werdet wie ich, dann werdet Ihr auch anders denken.“

Jos hörte dies nicht mehr, er hatte den Kopf an die Wand gelehnt, die Beine unter der Bank gestreckt und war eingeschlafen.

Der Wirt weckte ihn. „Nimm ich hier in der Scheune oder irgendwo sonst schlafen?“ fragte Jos.

„Ja,“ antwortete der Wirt, „da hinten ist Platz und liegt auch viel Stroh.“

Am folgenden Tage wanderte Jos durch den Wald, und während des ganzen Tages begegnete er keinem Menschen, nur die entlaubten Bäume und der trübe, graue Himmel leisteten ihm Gesellschaft. Weder Hunger noch Durst empfand er, nur eine große Steifheit und Ermattung in seinen Gliedern. Der Wind heulte um ihn her und machte seine Zähne klappern und seinen zerfetzten Anzug an seinem Körper hin und her schlenkern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bildung muß doch eine Macht sein. Die weitverbreitete Furcht, für ungebildet gehalten zu werden, scheint mir es zu beweisen. Als die Duse zum erstenmal nach Berlin kommen sollte, klangen begeisterte Hymnen an unser Ohr. In Wien schwammen die paar Leute, die sich „alle Welt“ zu nennen pflegen, in Bäume und Entzücken. In den Journalen kamen die Superlative jäh zu unerdienten Ehren. Mit der Duse beginne eine neue Epoche der Schauspielkunst, schrieben die verhältnismäßig Schichtkern. Temperamentvollen Naturen konnte indessen ein so mattes Lob nicht genügen. Es handelt sich hier nicht um die Schauspielkunst, sondern um die Kunst überhaupt, schrieben sie und sagten sie. Mit der Duse beginnt ein neues künstlerisches Zeitalter. Schminke und Coullissen liegen hinter uns. Alle Amatur ist abgethan. Die Sonne einer neuen Zeit ist aufgegangen. Die Duse spielt. . . .

Damit hatte eigentlich schon die Begeisterung den Punkt erreicht, wo man einer weiteren Steigerung nicht ohne Sorge entgegensteht. Trotzdem fand sich ein Jüngling, der unerfahren genug war, diese Steigerung zu vollziehen. Er löschte mit kaltem Lächeln die bisherige Geschichte der Menschheit aus. So bescheidene Kerzen wie Schilspare und Goethe erloschen vor dem Hauch seines Mundes. Er datiert die Kunst überhaupt erst von dem Auftreten der italienischen Schauspielerin Eleonore Duse.

Ganz kam diese epochemachende Dame nach Berlin. Die Willetpreise schneitete in die Höhe, und die Kenntnis der italienischen Sprache verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Im Tiergarten hätte man schließlich nicht leben können, ohne die Duse gesehen zu haben. Ein Familienvater, der seine Damen nicht zur Duse geführt hätte, wäre von der Mittwelt verachtet und von der Nachwelt mit Schaudern genannt worden. Man mußte sie sehen, und man sah sie und ließ sich begeistern. Denn es ist ungebildet, sich von einer berühmten Künstlerin nicht begeistern zu lassen. Und im Tiergarten sind die Leute nun einmal sehr gebildet.

Leider fand sich keine Kritik, die die dem wahnsinnigen und schließlich auch wirbellosen Spiel ein jähes Ende bereitet hätte. Ein paar energische Kritiker ertranken in dem Posamentenlang des allgemeinen Lobes. Wer über gewisse Dinge den Bestand nicht verliert, hat keinen zu verlieren. Die Berliner Kritik verlor ihn über die Duse und bewies so negativ, daß sie an gewöhnlichen Wochentagen ein vernunftbegabtes Wesen ist.

In den Herzen der russischen Schauspieler mag es wunderbar ausgesehen haben. Man kann am Theater auf mannigfache Weise berühmt werden. Einmal durch seine Kunst, was am längsten dauert und am unsichersten ist. Dann durch ein paar kritische Beiter, durch seine Schindeln, durch einen sensationellen Kontraktbruch, durch seine Brillanten und durch seine Liebhaber. Der Theater Ruhm ist im allgemeinen billig zu haben. So billig aber, wie ihn die Duse erlangte, hat ihn unseres Wissens doch noch keine deutsche Schauspielerin erlangt. Jedes Mimenherz mußte durch diesen rasenden Preissturz auf dem Markt des Ruhms entzündet sein, freilich nur, um gleich wieder dem Glend der Ernüchterung zu verfallen. Die Berliner Kritik ist mir toll bei Nordordwest. Im allgemeinen vermag sie sehr wohl einen Kirchturm von einem Laternenpfahl zu unterscheiden.

Oder war sie gar nicht toll? Vielleicht hatte sie insofern wirklich mit Hamlet etwas gemein, als ihr Wahnsinn nur Maske war. Wir verstehen keinen Augenblick, daß Theatervorstellungen ein Geschäft sind. Auch reicht unser Verstand aus, um einzusehen, daß hohe Willetpreise ein besseres Geschäft ergeben als niedrige. Vielleicht lagen hier und da hinter der wilden Begeisterung höchst trodene Erwägungen. Jedes: wir sind in so feinen Dingen nicht zu ständig.

Ueber den künstlerischen Wert der Duse sich ein Urteil zu bilden, ist nicht leicht, auch dann nicht, wenn man die Stücke, in denen sie auftritt, genau bis in die Einzelheiten kennt. Ich glaube, ihr Ruhm würde erlöschen, wenn sie sich einmal so weit wegwerfen sollte, deutsch zu lernen. Die Mystik ihrer Erfolge erklärt sich am Ende aus der simplen Thatsache, daß den meisten Theaterbesuchern die italienische Sprache auch ein Mysterium ist. Dann freilich auch aus dem Umstand, daß man sie nie in einem Ensemble von Künstlern, sondern immer in einer Truppe von untergeordneten Handverkeren sieht. Aus dieser Umgebung herauszutreten, ist eine sehr bescheidene Kunst. Wir besinnen, daß wir in einige Verlegenheit geraten, wenn wir unsere Meinung über die Duse niederzuschreiben sollen. Wir haben so ganz und gar nichts Ungewöhnliches zu melden, weder im Guten noch im Bösen. Wir haben einfach über einen Theaterabend zu berichten, der vielfach interessiert, stellenweise ergreift, im allgemeinen aber doch kälter läßt, als beispielsweise eine gute Aufführung im „Deutschen Theater“.

Ueber die Wahl der Stücke wollen wir mit der Duse nicht rechten. Es ist eine Eigenheit ihrer Kunst, daß sie sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis heraushebt, in dem sie schließlich doch einzig und allein gedeihen kann. Jeder Schauspieler sehnt sich nach dem Gut, das seine Kunst ihm granam verweigert, nach Selbstständigkeit. Er möchte sich von dem Stück emanzipieren, um ganz er selbst zu sein. Das gelingt ihm naturgemäß bei schlechten Stücken am besten. Je weniger ästhetischer Gehalt vorhanden ist, umso weniger kostet es ihn, ihn ganz aufzuheben und die Dichtung in eine Rolle zu verwandeln. Mit Sandermann ist in dieser Beziehung leichter fertig zu werden als mit Josen. Wenn die Duse also in der Wahl der Stücke sündigt,

müssen ihr ohne weiteres mildernde Umstände eingeräumt werden, womit ja nicht gesagt ist, daß wir von ihrer Virtuosenmanier entzückt sind. Das Wort „Virtuose“ kommt uns in die Feder und so sei gleich gestanden, daß wir nicht wissen, ob wir in der Duse eine Künstlerin oder nur eine blendend routinierte Virtuosa vor uns haben. Ihre Einfachheit könnte zu der günstigeren Annahme verführen, wenn es nicht eben Virtuosen gäbe, die klug genug sind, nach den stillen Wirkungen zu trachten, die sonst der Kunst eigentümlich sind. Daß sie eine Schauspielerin ist, die die Mittel ihrer Kunst souverän beherrscht, steht fest. Mehr als diesen immerhin etwas trockenen Satz können wir zu unserem Leidwesen mit gutem Gewissen nicht aussprechen. Unseren begeisterten Kollegen wird er freilich etwas nüchtern vorkommen. Aber am Ende ist die Richtigkeit ein Verdienst, seitdem die Begeisterung so allgemein geworden ist. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Das Kunstwerk eines Arbeiters. Ein Arbeiter in Jahrsel hat sich, wie die „Wiener Arbeiter-Zeitung“ mitteilt, vor zwei Jahren zur Aufgabe gemacht, eine Holzpendeluhr herzustellen, und nun geht das Werk seiner Vollendung entgegen. Die Uhr ist eine Sehenswürdigkeit. Sie ist aus Linden und Haselnuß gearbeitet. Alles ist durchweg Freihandschnitzerei. Die Uhr hat eine Höhe von 120 Centimeter und eine Breite von 70 Centimeter. Sie steht auf einem Gestell von Meterhöhe. Sie hat sechs Zifferblätter und zeigt auf diesen folgende Städtezeiten an: Wien, Paris, London, Petersburg, Madrid und New York. Außerdem enthält es ein Zifferblatt mit 24stündiger Sommerzeit, ein Zifferblatt, auf dem die Mondbewegung dargestellt ist, und endlich ein Zifferblatt mit Datumzeiger, das auch Tag und Nacht unterscheidet. Im oberen Teile des Werkes ist ein Mondanauge angebracht, in dem sich 12 Figuren befinden. Stündlich wird eine sichtbar. Zwei weitere Figuren besorgen den Minutendienst. Eine schlägt die Minuten und die andere nimmt den Hut ab. Ein Glockenspiel mit 16 Tönen, das jede halbe Stunde durch das Uhrwerk in Bewegung gesetzt wird, ist die weitere Vereinerung des Kunstwerkes. Das Uhrwerk hat 69 Zahnräder, 2 Betriebsketten für den Uhrgang, wovon jede aus 109 Gliedern zusammengesetzt ist, eine Betriebsleiste zum Glockenspiel mit 322 Gliedern und vier holzgeschnittene Gliederketten zur Verzierung. Der Verfertiger heißt Jakob Jawurek. Er hat weder eine Profession noch sonst etwas gelernt. Er begann die Arbeit im Jahre 1897, und heute ist die Uhr bereits vollendet und auf das genaueste reguliert. Der Hersteller Jakob Jawurek ist in der Verndorfer Metallwaren-Fabrik beschäftigt, so daß ihm nur die Zeit der Sonn- und Feiertage und nach Feierabend zur Verfügung gestanden hat. Er beabsichtigt, sein Werk zur Besichtigung auszustellen. —

— Künstliches Hagelwetter. Dr. Kreuzner in Darmstadt ist es jüngst gelungen, in seinem Laboratorium einen Hagelsturz in kleinem Maßstabe experimentell in nachstehender Weise zu erzeugen: Wenn man die beiden Golddrähte eines starken elektrischen Stromes so anordnet, daß der eine von unten in ein Wasserbecken eintritt und bis nahe an die Oberfläche reicht, während der andere von oben bis nahe an die Wasseroberfläche tritt, ohne dieselbe jedoch zu berühren, und sodann einen starken und hochgespannten Strom durchschickt, der, um seinen Ausgleich zu finden, die Unterbrechungsstelle zwischen beiden Golddrähten überspringen muß, so vertieft sich zwischen beiden Enden die Wasseroberfläche in Form eines anfangs leichten, später aber immer steileren Trichters, aus dem kleine Wassertropfen mit Behemung herausgeschleudert werden. Weitet man um die Wasserschale Papier aus, so hört man deutlich den Moment, wo keine Wassertropfen mehr herausfallen, sondern winzige Eiskörnchen von der Gestalt der Hagelkörner. Aber das ganze Experiment mißlingt, wenn in der Umgebung nicht die absoluteste Ruhe herrscht; die geringste Lufterschütterung infolge einer raschen Handbewegung des Experimentierenden und der Strom seiner Atmungsluft, wenn er dem Apparat zu nahe kommt, genügen schon, um die Eisbildung zu verhindern, und es verbleibt alsdann bei dem Tropfenphänomen. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen in den Minuten vor dem Ausbruch eines Hagelwetters, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Wasser nicht unten, sondern oben ist, und sich nicht in flüssiger Gestalt, sondern in Form des feineren Kondensations nahen Wasserdampfes vorfindet, welche Verdichtung zu Tropfen bei Abkühlung der Luft unter den Taupunkt an den in der Luft schwimmenden Staubteilchen sofort beginnt. Im übrigen sind auch in dem Gewitterbezirke ganz wie bei dem Versuche entgegengesetzte Elektrizitäten vorhanden, die sich ausgleichend bestreben sind, und die unheimliche Ruhe und Windstille, die dem Hagelschlag vorangeht, ist analog der für den Laboratoriumsversuch erforderlichen Abwesenheit jeglicher Luftbewegung. —

Theater.

Freie Volksbühne: Faust. (I. Teil.) Ueber das Verhältnis Goethes zum Theater sprachen wir bereits früher an dieser Stelle. Auch über das Verhältnis Goethes zu uns sagten wir damals, was wir eben zu sagen hatten und somit können wir auf die allgemeinen Betrachtungen verzichten, die eine Faust-Aufführung in der „Freien Volksbühne“ sonst zur Pflicht gemacht hätte. Die Goethe-Feier, zu der die Arbeiter sich gestern im Ostend-Theater zusammenfanden, darf mit Freuden

als eine durchaus gelungene bezeichnet werden. Das ist um so höher anzuschlagen, als einmal die „Freie Volksbühne“ mit Schwierigkeiten kämpft, die ein öffentliches Theater nicht kennt und als zum andern der Faust zu den Dichtungen gehört, denen die Bühne nichts geben, aber alles nehmen kann. Eine Faust-Aufführung ist immer ein Wagnis, selbst wenn man unter Umständen arbeitet, die ebenso günstig sind, als diejenigen der „Freien Volksbühne“ ungünstig. Wie leicht zerfließt der feine lyrische Duft, der wie der Glanz der Morgenröthe über einzelnen Szenen ruht! Wie leicht werden die Szenen in Auerbachs Keller lärmend, ohne komisch zu sein! Wie leicht verführt der Faust zur pathetischen Deklamation, das Gretchen zur Sentimentalität und der Mephisto zur Darstellung eines handfesten Theaterbösewichts! Diese Klippen alle wurden gestern glücklich umschifft. Besonders Frau Paul-Steinert bot als Gretchen eine Leistung, an der selbst der verwöhnteste Theaterbesucher seine helle Freude haben mußte. Sie war ein einfaches Bürgermädchen, ohne mit ihrer Einfachheit zu kokettieren; sie sprach ihre Verse decent und stimmungsvoll, ohne in schmachtender Sentimentalität zu vergehen; sie war durch die Liebe Fausts überreichlich beglückt, ohne doch das Bewußtsein ihres jungfräulichen Werts zu verlieren. Sie rettete die ganze Poesie des Gretchens und doch sah man ihr an, daß sie im Haus ihrer Mutter wader arbeiten mußte. Es ist in Berlin mit der Kritik der Schauspielkunst nicht wohl bestellt. Es giebt so viele Premieren, daß die Zeitungen vollast damit zu thun haben, den verschiedenen Stücken den ästhetischen Leichenschein auszustellen. Die Schauspieler kommen zu kurz. Den bekannten Künstlern wird die bekannte Censur ausgestellt; die übrigen mögen sehen, wo sie bleiben. Nun wird aber kein Mensch als bekannter Schauspieler geboren, und so wird jungen Talenten das Leben unendlich schwer gemacht. Ihr Schicksal ist allzusehr von Agenten und Direktoren, allzuwenig von der Kritik abhängig. Es gelingt ihnen selten, in den Besitz einer guten Rolle zu kommen, und wenn es ihnen gelingt, finden sie nicht die gebührende kritische Beachtung. Häufig genug stehen für sie Lebensinteressen auf dem Spiel, die dann am nächsten Tage mit zwei Zeilen abgethan werden. Den einzelnen Kritiker trifft keine Schuld. Die Schuld trifft vielmehr mit voller Wucht den hirnlosen Brauch, von jedem dreiaaktigen Lustim Rotz zu nehmen, nur weil er eben den Vorzug genießt, in drei Akten verabreicht zu werden. Leute, die ohne die Schauspieler mitleiderregende Hampelmänner wären, werden mit aller Ausführlichkeit besprochen, während sämtliche mitwirkende Schauspieler sich mit zusammen sechs Zeilen begnügen müssen. Hier könnten die „Freien Volksbühnen“ eine gute That thun. Mit dem schlechten Brauch können sie selbstverständlich nicht aufräumen; aber sie könnten die ehrlich ringenden künstlerischen Arbeiter, die nichts verbrochen haben, als daß sie unbekannt sind, aus dem Dunkel des Chors herausziehen. Sie könnten eine Zufluchtsstätte des schauspielerischen Talents werden und kämen dabei (mäßiges Honorar) nicht nur auf ihre Kosten, sondern würden sich überdies noch tausendfältigen Dank verdienen. Jedesmal, wenn man eine Schauspielerin erfolgreich auftreten sieht, drängt sich diese Betrachtung von neuem auf und jedesmal muß sie unseres Erachtens mit Wärme zum Ausdruck kommen. — Herr Klein war als Mephisto allzu bewußt satanisch. Das könnte einem Teufel gegenüber ja fast wie ein Kompliment klingen; aber der Teufel legt kein besonderes Gewicht darauf, als Teufel erlantz zu werden, wenn er unter Menschen geht. Der Goethische Teufel bestätigt das zu allem Ueberflus noch mit eigenen Worten. Im übrigen spielte Klein natürlich wie ein Schauspieler, der seiner Sache sicher ist. Dem Faust des Herrn Monnard fehlte der feste Halt. Die Rolle beherrschte ihn, nicht er die Rolle. — E. S.

Schauspielhaus: „Ewige Liebe“. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. Der Besuch einer derartigen Nichtigkeit gehört zu den Dingen, die dem kritischen Beruf eines melancholischen Aufricht geben. Im Mittelpunkt steht ein Gymnasiallehrer, der in seinen freien Stunden auch Gedichte macht. Wir erfahren von diesen Gedichten — das gehört zu den Vorzügen des Stücks — nicht viel. Vom Dichter aber erfahren wir immerhin genug, um zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß seine Erzeugnisse von den schönsten Redacturen der Wirklichkeit zurückgewiesen worden wären. Man kann mit wenig Temperament ein braver Gymnasiallehrer sein; mit gar keinem Temperament aber kann man selbst beim besten Willen nicht brauchbare Gedichte schreiben. Der Herr Gymnasiallehrer hat aber kein Temperament, und das ist auch für uns schmerzlich, denn auf seiner Temperamentlosigkeit beruht das Stück. Als Student hat er sich mit einer Dame verlobt, die er nicht mehr liebt. Das ist ein menschliches Schicksal, das Teilnahme wecken kann. Leider aber schwindet das schöne Gefühl sofort, wenn man die Reizung betrachtet, mit der der Held augenblicklich eine Geigenkünstlerin beglückt. Er liebt sie — und er liebt sie doch wieder nicht. Obwohl er selbst Gedichte macht, kann er nicht einsehen, daß einer Künstlerin die Kunst über den Haushalt geht und auch gehen muß. Er steht zwischen zwei Frauen, aber weder sagt er entschieden „ja“, noch entscheidet „nein“. Wir legen das wehmütige Geständnis ab, daß er an diesem Punkt der Handlung unsere Teilnahme völlig verscherzt hatte. Für ihn mag es tröstlich sein, daß sich schließlich doch noch eine Aussicht auf Veröhnung mit der ersten Braut eröffnet. Für uns ist es nur eine trübe Bestätigung der tristen Thatsache, daß Kompromissnaturen sich aus jedem Handel mit einem Kompromiß herausziehen. — E. S.

Kunst.

ar. Die erste Ausstellung der Berliner Seceſſion iſt am Sonntagabend geſchloſſen worden. Sie übte ihre Anziehung noch bis zum Ende; am letzten Tagen beſuchten ſie nicht weniger als 2500 Perſonen. Die Ausſtellung war überhaupte von gutem Erfolge begleitet. Während der 130 Tage ihres Beſtehens wurde ſie im ganzen von rund 70 000 Perſonen beſucht. Von den 338 ausgeſtellten Werken waren nur 230 verkäuflich. Davon iſt nahezu der dritte Theil in Privatbeſitz übergegangen. Die 70 verkauften Arbeiten ſtellen einen Geſamtwert von rund 150 000 M. dar. Es ſcheint ſicher, daß auch im nächſten Jahre eine Kunſtausſtellung der Berliner Seceſſion veranſtaltet werden wird; hingegen iſt es noch unbeſtimmt, welchen Charakter ſie erhalten wird. Die erſte Ausſtellung war beſtauntlich auf die nationale Kunſt beſchränkt. —

Völkerverkunde.

gk. „Blond“ und „Brünetti“ bei den Chineſen und Anamiten. Daß ſich in der gelben Raſſe zwei verſchiedene Typen finden, die etwa unſeren Blondem und Brünetten entſprechen, iſt eine neue Entdeckung von großem ethnographiſchen Intereſſe. Dieſe Behauptung wird von Paul d'Enjoh in einem Aufſatz der „Revue ſcientifique“ auf Grund ſeiner perſönlichen Beobachtungen unter mongoliſchen Völkern, hauptſächlich den Anamiten, vertreten. Zu ſeiner Ueberzeugung hörte er von eingeborenen Anamiten, die er darüber befragte, dieſe Beobachtung beſtätigen. Sie erklären, daß, nach der Tradition und einer allgemein bei ihnen anerkannten Theorie, die mongoliſche Raſſe zwei deutlich von einander unterſchiedene Typen umfaſſe. Es ſind die „Mnoi-ſon“ und die „Mnoi-ſi“, wie ſie in anamitiſcher Sprache genannt werden. Die wörtliche Ueberſetzung dieſer Ausdrücke lautet: die „Korallen-Lippen“ und die „Blau-Lippen“. Es iſt aber wichtig, daß dieſe beiden Menſchentypen in gleicher Weiſe die Kennzeichen der mongoliſchen Raſſe an ſich tragen. Sie haben das breite Geſicht, deſſen Hauptpartien hervortragen. Ihre Augen ſind braun und ſtehen regelmäßig eng zuſammen; ihre Augenbrauen ſind faſt gerade, und ihre Wadenknöchel ſind hervorſtehend, was ihrem Geſicht das charakteriſtiſche Gepräge der mongoliſchen Raſſe giebt. Alle haben dicke ſchwarze Haare, ſtarke Lippen und einen hellen Vort. Aber während die einen maſſive, fleiſchige und ſchwarzbraune Lippen, einen ſtark ausgeprägten, der wie der eines Bleiſüchtigen ausſieht, und eine kurze große Naſe mit ſtarker Wurzel und mächtigen Raſenflügeln haben, beſitzen die anderen einen helleren Teint, durch den das Blut hindurchſchimmert, eine kleinere Naſe und endlich ſehr schön geſchnittene Lippen, deren Haut in einem lebhaften Rot gefärbt ſieht. Dieſe verſchiedenen Merkmale können nun nicht nur vereinzelt vor, ſondern die beiden Typen ſind annähernd gleich ſtark vertreten. Höchſtens ſcheinen die Anamiten mit ſchwarzen Lippen gehören gewöhnlich den Patrizierfamilien an. Sie gelten als intelligenter, beſähigter und bilden zum großen Teil die Klaſſe der Mandarinen. „Ich bin ein Mann mit roten Lippen“, erklärte mit demonſtrativem Stolz ein Anamite, der von Paul d'Enjoh befragt wurde. Ebenſo finden ſich dieſe Leute in der großen Induſtrie, Handel und allen Verufen, die Initiative und geiſtige Arbeit verlangen. Dieſelben Unterſchiede beſindem ſich bei allen mongoliſchen Völkern, ſo bei den noch wenig bekannnten Bewohnern der chineſiſchen Inſeln des Ozeans. Ebenſo findet man unter den reinen Chineſen, den Chineſen des Feſtlandes, den blondem und brünettem Typus, und auch die Japaner machen keine Ausnahme von dieſer Regel. Es läge nahe, den helleren Typus mit roten Lippen auf eine Vermischung der gelben mit der weißen Raſſe zurückzuführen. Aber einmal iſt dieſe Miſchung ſehr ſelten und unſicher, und dann trägt gerade dieſer Typus am deutlichſten den mongoliſchen Charakter. Wahrscheinlich iſt vielmehr, daß die Mongolen mit roten Lippen die echten Mongolen verkörpern, während der andere dunklere Typus vielleicht in die malaiiſche Gruppe gehört. Dafür würde die hiſtoriſche Thatſache ſprechen, daß die Malaien im 12. Jahrhundert die indo-chineſiſche Halbinſel in Beſitz nahmen, von wo ſie erſt einige Jahrhunderte ſpäter durch die Anamiten verdrängt wurden. —

Meteorologiſches.

— Elektrische Leitungen und die Gewitter. Um für die Entſcheidung der wichtigen Frage, welchen Einfluß die Telegraphen- und Fernſprechanlagen auf den Verlauf der Gewitter ausüben, weitem Stoff zu gewinnen und namentlich um feſtzuſtellen, ob die vielbräuhigen Linienzüge der Fernſprechwerke in den größeren Städten ſich als geeignet erweiſen, den Gebälklichkeiten einen wirksamen Schutz gegen Blitzgefahr zu bieten, ſollen in Zukunft vom Meteorologiſchen Inſtitut in Berlin und von der deutſchen Reichspostverwaltung gemeinſame Beobachtungen angeſtellt werden. Zu dieſem Zwecke hat man aus den verſchiedenſten Gegenden Deutschlands 28 Orte ausgewählt, in denen beide Behörden gemeinſam den Gewitter-Erscheinungen und beſonders den Blitzſchlägen erhöhte Aufmerkſamkeit zuwenden ſollen. Die Orte ſind in der Weiſe ausgewählt worden, daß je zwei — ein ſogenanntes Beobachtungspaar — in klimatiſcher Beziehung eine möglichſt große Uebereinstimmung aufweiſen, während ſie ſich andererseits durch die Dichtigkeit des vorhandenen Drahtleitungsnetzes beträchtlich unter-

ſcheiden. Die Beobachter ſollen alle durch Blitzwirkungen verurſachten Zerstörungen ſorgſam unterſuchen und neben der Prüfung aller ſonſtigen in Betracht kommenden Umstände ihre Augenmerk auch darauf richten, ob und welche Wirkungen etwa in der Nähe befindlichen Telegraphen- und Fernſprechanlagen zuzuſchreiben ſind. Nach längerer Zeit glaubt man durch die Gegenüberſtellung der Beobachtungsergebnisse der jeweils zu demſelben Paar beſtimmten Orte den Beweis für die blizableitende Wirkung der Telegraphen- und Fernſprechleitungen erbringen zu können. —

Humoriſtiſches.

— Sein Volk. Sereniſſimus (am Morgen ſeines Geburtstages): „Ich werde auf den Balkon hinaustreten, um mich dem Volke zu zeigen. Seht Er einmal nach, ob mein Volk verſammelt iſt.“
Kammerdiener: „Salvo! Hoheit, zu dienen, er ſteht ſchon vor dem Schloß.“ —
— Laſoniſch. Hein: „Wo gehſt hin?“
Ginnet: „Kooſmann.“
Hein: „Wat wiſtſt dor?“
Ginnet: „Tabak.“
Hein: „Schnupf?“
Ginnet: „Ne.“
Hein: „Rauch?“
Ginnet: „Ne.“
Hein: „Herr Gottsdummer —“
Ginnet: „Kau!“ —
— Der Radſeg.] „Ja, wir ſind den ganzen Weg zu Fuß gegangen.“
Radſeg: „Zu Fuß! Wie habt Ihr denn das gemacht?“ —
(Luſt. Bl.)

Notizen.

— Ludwig Büchner hat noch kurz vor ſeinem Tode eine Reihe von Abhandlungen vollendet, die unter dem Titel „Im Dienſte der Wahrheit“ demnächst im Verlag von Emil Roth in Gießen erſcheinen werden. —
— Paul Umlauf hat eine komiſche Oper in drei Aufzügen „Betrogene Betrüger“ komponiert. —
— Im Münchener Schauſpielhauſe hatte Hermann Fabers „Ewige Liebe“ keinen Erfolg. —
— Wie die „Neue Badiſche Landes-Zeitung“ aus Karlsruhe meldet, hat das Miniſterium für Juſtiz, Kultus und Unterricht gegenſiber einer Beſchwerde des Erzbischofs von Freiburg verſagt, daß der Aufführung von Halbes „Jugend“ in den badiſchen Kunſtanſtalten nichts im Wege ſteht. —
— Eine nachträgliche Goethe-Feyer ſoll im Wiener Burgtheater veranſtaltet werden. Nach der „N. Fr. Pr.“ findet eine Gedenkfeier ſtatt, welche durch einen Prolog Hugo v. Hofmannsthal eingeleitet wird. Dann folgt das einaktige Schauſpiel „Die Geſchwister“, hierauf das Schäferſpiel in Verſen „Die Lammern des Verliebten“. Zum Schluſſe wird Mainz eine Reihe Goetheſcher Gedichte vortragen. —
— Wie's „gemacht“ wird, zeigt wieder folgender Vorfall, der aus Brüssel gemeldet wird. Eine junge Pariſer Miniſterin ſollte in der dortigen Oper als Gaſt auftreten, die Vorſtellung mißte aber verſchoben werden. Trotzdem brachten ein Anzahl Pariſer Mütter vom folgenden Tage — enthuſiaſtiſche und ausführliche Berichte über ihren „Triumph“, über die „großartigen Ovationen“ uſw. Die Dame hatte vergeſſen, die vorbeſtellte Arbeit rechtzeitig abzubeſtellen. —
— Eine große Halle für öffentliche Vorleſungen wird am 1. November d. J. an dem amerikaniſchen Muſeum für Naturwiſſenſchaft in Waſhington eröffnet werden. Der Saal wird Raum für eine Zuhörerschaft von 1700 Menſchen bieten. —
— Das von einer ruffiſchen Expedition „entdeckte“ Gebirge in Süd-Aſien war, wie der „Voff. Jtg.“ geſchrieben wird, der Wiſſenſchaft durchaus nicht mehr ſo unbekannt; denn wir trecken dort, weſtlich des mittleren Omo, auf die Montan Antoine d'Abbadies aus den vierziger, Ceceſis und Chiarinis ſowie Borellis aus den achtziger Jahren, ganz abgesehen von den Reiſewegen Bottegas aus neuerer Zeit (1860), und ein Blick auf eine beſſere Ueberſichtskarte lehrt, daß angeſichts dieſer Forſchungen für eine mehrere hundert Werſt lange Verglette, die unbekannt geblieben ſein könnte, dort kein Platz iſt. —
— Gegen den Pips der Gähner. Ohne die Zungenhart abzuleiſen und die Zunge zu verſümmeln, läßt ſich, wie der „Praktiſche Wegweiſer“, Würzburg, mitteilt, der Pips ohne große Mühe heilen, und das Thier auch vor ſchwerer Entzündung bewahren, indem man das kranke Huhn beim erſten Gewahren ſeines Leidens an einem trockenen, hellen Ort einſperrt, ihm nur weiches und nahrhaftes Futter giebt (Milch und Brod), die Nachenhöhle täglich zweimal mit Citrorenſäure oder Eſſigwaſſer auſpült und zur Kühlung etwas Fett (Butter, Speck, Schmalz) einlegt. Nach zwei bis drei Tagen wird das Huhn nunter ſein und legen. —